

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 130.

Dienstag, 8. Juni

1926.

Edelsteine.

(4. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

„Zu mehr bot sich hier bisher weder Gelegenheit noch Zeit!“ Herr von Dose imitierte absichtlich den Staatsanwalt in seiner Kürze.

Durch das Fenster kam der knatternde Lärm eines Automobils, das dicht vor dem Hause hielt.

Der Landrat, ein forcher Fünfziger, sprang elastisch von seinem Sessel auf ans Fenster. Aber er kam zu spät, der Insasse des Wagens war schon im Hause.

Gleich darauf klopfte es, der Kellner öffnete die Tür und ließ einen mittelgroßen Herrn eintreten, der einen dunklen Jodettanzug trug. Der Herr nahm sein weiches Filzhütchen von seinem edigen Kopf, fragte nach Herrn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losh und stellte sich als Kriminalkommissar Dr. Splittericht aus Berlin vor. Er sei von seiner Behörde hierher beordert zur Aufdeckung eines Verbrechens.

Gleich darauf fuhren die Herren an den Tatort. Während der Fahrt wurde der Kommissar von den bis jetzt bekannten Tatsachen verständigt.

Es war nachmittags 5 Uhr.

Vor dem Hause der überfallenen Millionärin hatte sich, wie in solchen Fällen ja stets, eine ziemliche Menschenansammlung gebildet, der das herrliche Wetter gerade recht schien, um hier ihre Neugierde spazieren zu führen.

Der alte Amtsdienner Mahnte war da und hielt am Hauseingang Wache. Er hatte zu tun, besonders die zahlreichen Kinder immer wieder zurückzudrängen. Und schon von weitem hörten die Insassen des Autos ihn mit Stentorstimme die Zubringlichen anschreien:

„Wat wollt ihr denn, Rangen?! ... Soll eich vielleicht ooch eener so uff'n Kopp schlagen, det ihr de Besinnung valiert wie die arme Frau?! ... Aber ihr habt ja jarkeene nich, sonst wird ihr eich doch hier nich so drängeln wie die Schafe im Pferch! Zurück, jage ich! Ober't fliegt eener in't Loch! ... Achtung! Achtung! Platz da! Jetzt kommt die hohe Behörde!“

Die Kinder stoben auseinander, und die Erwachsenen, denen ihr Herumstehen hier doch selbst unrichtig dünkte, zogen sich weiter zurück.

„Der olle Herr hat's raus!“ meinte der Landrat, als erster aus dem Auto steigend. Ihm folgten die anderen.

Dr. Splittericht orientierte sich flüchtig über die Lage des de Runterschen Hauses.

Es lag am Markt, einem großen Platz, der, mit holprigem Kopfsteinpflaster belegt, der Abhaltung des Wochenmarktes diente. In der Mitte stand die alte Kirche, deren schief gedeckter Turm grünlich im Licht der Maiensonne glänzte; Dohlen und Turmfalken flogen um seine flimmernde Spitze.

„Breitenberg ist wohl eine ziemlich alte Stadt?“ hatte Dr. Splittericht während der Fahrt gefragt und Herr von Dose hatte ihm bereitwillig Auskunft erteilt: Die Stadt sei schon im dreizehnten Jahrhundert erbaut, im Dreißigjährigen Kriege aber vollkommen zerstört worden. Später habe hier eine Art kleiner Residenz bestanden, irgendein von Napoleon medialisierter Fürst habe seinen Hofstaat hier weitergeführt. Aber da es späterhin die Breitenberger versäumt hätten, sich um den rechtzeitigen, direkten Anschluß an die Staatsbahn

zu bemühen, ja, sich dem sogar widersetzt hätten, sei das Städtchen, das ja als Luftkurort einige Beliebtheit genosse, doch wohl zu einer endgültigen Bedeutungslosigkeit verurteilt.

Das ziemlich langgestreckte, aber nur einstöckige Haus von Frau de Runter war rechts und links von ähnlichen Gebäuden flankiert. Dem Kommissar fiel auf, daß das linksstehende keine Gardinen an den Fenstern zeigte. Er schloß daraus, das es unbewohnt war.

Dann stiegen die Herren die breite, acht Stufen hohe Steintreppe zum Hauseingang empor. Eine gewaltige Diele nahm die Besucher auf, als ihnen der Diener Martin geöffnet hatte. Hier hingen an lichtblau gestrichelten Wänden altniederländische Embleme, Fahnen und große, tief nachgedunkelte Bilder, wie man sie in den Botiveden alter Kirchen sieht — alles wohl auf die holländische Abkunft der Familie hindeutend. Nach hinten fiel der Blick in ein Glashaus voller Palmen und Blumen.

Dann wurden die Beamten in einen Empfangsraum gebeten, der gleich rechts vom Eingang lag.

Nach wenigen Minuten erschien in einem tiefblauen Seidentkleid mit einer Kette aus goldgefähten, grünen Turmalinen, einer herrlichen Arbeit, um den freien, schönen Hals Thessa de Runter.

Herr von Basedow, dessen Blick die Gestalt des jungen Mädchens bewundernd umfing, klärte sie, nachdem er sich selbst und seine Begleiter vorgestellt hatte, über den Zweck ihres Kommens auf und sagte schließlich:

„Es ist besonders dieser Herr“ — dabei deutete er auf den Kriminalkommissar —, der Sie, gnädiges Fräulein, um so manche Aufklärung wird bitten müssen!“

„Ich werde gewiß alles sagen, was ich weiß, Herr Landrat ... aber ich gestehe offen: ich habe keine Ahnung! ... Meine Tante ist die beste und klügste Frau auf der Welt. Daß sie irgend einen Feind gehabt haben sollte, das scheint mir unmöglich!“

„Aber es scheint sich ja hierbei auch mehr um einen Raubmord zu handeln“, warf der Staatsanwalt ein.

„Ja, die Edelsteinsammlung fehlt“, nickte Thessa und sah den Staatsanwalt mit ihren dunklen Augen, die vom Schimmer der Tränen verklärt waren, voll an. Dessen scharfe, von dem inneren Hohn über die ihm so geläufige menschliche Niedertracht verähten Züge wurden förmlich weich unter des Mädchens warmem Blick. Er sagte weit milder im Ton:

„Wie wir hören, hat der Täter sein Ziel doch nicht ganz erreicht. Es besteht Hoffnung, das Leben Ihrer Frau Tante zu erhalten?“

„Ach“, Thessa faltete die schlanken Finger über ihrer jungen Brust, „ich denke an nichts anderes! Eben ist Herr Geheimrat Wildner wieder bei ihr ... Wenn ich ihr doch etwas von meiner Kraft und Gesundheit abgeben könnte! Aber darf ich den Herren vielleicht eine Erfrischung anbieten?“

Die Herren dankten, doch Thessa hatte schon Fürsorge getroffen, eben trat der Diener ein und servierte

alten Portwein in bunten, kunstvoll geschliffenen Gläsern.

Dr. Splitterricht beobachtete dabei den Diener und sah in dessen Gesicht weder Falsch noch Fehle. Da war der Falsch nicht, an den er weiterfühlen konnte. Gleich darauf kam Geheimrat Wildner herein. Er kannte die Anwesenden bis auf Dr. Splitterricht, den er mit Interesse betrachtete:

„Also so sieht ein berühmter Detektiv aus — pardon, Herr Doktor — Kriminalkommissar wollte ich sagen! Na, ich will nur wünschen, daß Sie Ihren Scharfsinn hier so leuchten lassen können, daß diese schändliche Tat ihre Sühne findet. . . . Aber ich komme vor allen Dingen der Patientin wegen, meine Herren! . . . Es haben sich jetzt offenbar starke Mundschmerzen eingestellt und ich habe ihr deswegen und wegen des hohen Fiebers Morphinum gegeben. . . . Sie liegt also augenblicklich in tiefem Schlaf. Und das wäre der Moment, wo ich einen Einblick in das Tatzimmer gestatten darf. . . . Aber ich bitte, nur einen der Herren. . . . das ist wohl Herr Dr. Splitterricht?“

„Ich müßte aber meiner Dienstanweisung zufolge den Tatort ebenfalls besichtigen“, sagte Dr. Lisch.

Der Professor hob die Achseln.

„Ich bedauere! . . . Dann ziehe ich als behandelnder Arzt meine Erlaubnis überhaupt zurück! . . . Auf Ihre Verantwortung können die Herren tun, was sie wollen. . . . aber ich wiederhole: das Leben der Patientin hängt an einem seidenen Faden!“

Der Kommissar sprach einige Worte leise mit dem Staatsanwalt. Darauf sagte dieser:

„Also gut, wir anderen verschieben die Inaugenscheinnahme auf eine spätere Zeit.“ Er blickte dabei Thekla an und sah mit einem matten Lächeln, wie das Mädchen befreit aufatmete. „Von Ihnen, Herr Kommissar, erwarte ich nachher Bericht. . . . ich bleibe im Hotel!“

Die Herren verabchiedeten sich, von Thekla bis zur Tür geleitet. Dann stand sie wieder Dr. Splitterricht gegenüber. Der Geheimrat war ebenfalls hinausgegangen im Gespräch mit Herrn von Basedow.

„Ich habe Sie nachher mancherlei zu fragen, mein gnädiges Fräulein. . . .“ sagte der Kommissar. „Vorher aber wollen wir uns das Krankenzimmer ansehen!“

„Ja, Herr Geheimrat wird ja gleich hereinkommen“, nickte Thekla.

Indem trat der Professor in die Tür und sagte:

„Darf ich nun bitten, Herr Doktor! Sie, liebes Fräulein, begleiten uns natürlich!“

Man verließ den Salon und stieg die breite, in großem Schwung ausladende Rundtreppe mit den flachen und breiten Stufen, die mit weichem Teppich belegt waren, hinauf in den Oberstod.

„Unsere gesamten Wohnräume“, sagte Thekla, „befinden sich hier oben. Nur die Dienerschaft wohnt unten, aber tiefer, im Sou terrain. . . . Die anderen Zimmer im Parterre sind unbewohnt. . . .“

„So sind Sie, gnädiges Fräulein, in der gestrigen Nacht mit Ihrer Frau Tante ganz allein gewesen? Ihr Herr Better war, soviel ich hörte, verreist?“

„Ganz recht, Herr Kommissar; mein Better Wolf ist um zehn Uhr nach Berlin gefahren. Der Diener, den Sie vorhin unten gesehen haben, der hat ihm noch die Handtasche nach der Bahn gebracht.“

„Und der Herr Better ist vorläufig noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein.“

„Haben Sie an ihn telegraphiert?“

„Jawohl, heute mittag. Aber wie ich hörte, war er um diese Zeit schon nicht mehr im Hotel, in dem er abzu steigen pflegt.“

„Trotzdem. . . . das Verbrechen ist bei dem regen Verkehr auf der Straße Berlin-Breitenberg sicher um Mittag schon in Berlin bekannt gewesen. . . . Wenn nicht früher, aber in den Abendblättern steht die Nachricht bestimmt. . . . So kann sie dem Herrn länger als heute gar nicht verborgen bleiben!“

Der Geheimrat räusperte sich und sagte offensichtlich aus einem wohlüberlegten Entschluß heraus:

„Es hat ja doch keinen Zweck, liebes Fräulein, daß

wir damit hinterm Berge halten.“ Er wandte sich dem Kommissar zu: „Das Verhältnis, in dem Herr Wolf stark der Kuyter zu seiner Tante und wohl auch zu dieser jungen Dame steht, war und ist denkbar ungünstig. . . . Es sind da eine Menge Sachen vorgekommen, die ja vielleicht vergehen und vergessen sind, aber. . . . na, jedenfalls wird die momentane Abwesenheit des jungen Herrn hier kaum von irgend jemand schmerzlich empfunden.“

Man stand auf dem hellen, mattenbelegten Gange vor dem Boudoir der Frau de Kuyter. Thekla öffnete die Tür.

Dr. Splitterricht sah vor sich hin auf die gelbliche Bastmatte, dann sagte er, das junge Mädchen plötzlich scharf ansehend:

„Haben Sie auch nur den geringsten Verdacht auf Ihren Better, mein Fräulein?“

Thekla prallte förmlich zurück. Ihre Bestürzung war so echt, daß der Kommissar ganz überzeugt von ihrer Wahrhaftigkeit war.

„Aber um Gottes willen, Herr Kommissar“, erwiderte sie. „Auch nicht einen Augenblick ist mir der Gedanke gekommen! Nein, daran ist nicht zu denken! Wolf ist ein Mensch, der keine Achtung vor dem weiblichen Geschlecht besitzt, und der seine Wünsche vor allem befriedigt wissen will, aber ein Mörder — und obenein an meiner Tante, der er alles verdankt. . . . nein, wahrhaftig! Das ist er nicht! . . . Da tut man ihm bitter unrecht! Nicht wahr, lieber Herr Geheimrat, so etwas trauen Sie Wolf doch auch nicht zu?“

„Ganz ausgeschlossen“, sagte Professor Wildner mit Festigkeit und Ruhe. „Sie, liebes Fräulein, haben Ihren Better vorhin einen Schürzenjäger genannt. Das heißt dem Sinne nach wenigstens! Aber er ist noch mehr: er ist ein großer Verschwender und hat Ihrer Tante schon viel Sorge gemacht. Das weiß ich von ihr selber. Aber ein Mörder? — Nein! . . . Dazu fehlt ihm die Kraft, die Entschlossenheit, die solche Tat notwendig verlangt, und wohl auch die Rohheit. . . . Er ist haltlos und wohl ohne Hemmungen. Ich zweifle sogar ein bißchen an seiner Ehrlichkeit, aber ein Mörder — nein, das ist er nicht! — Übrigens, meine Herrschaften, wir wollten das Schlafzimmer besichtigen. . . . sonst wacht mit meine Kranke am Ende auf!“

(Fortsetzung folgt.)

Gedenktage im Juni.

10. 1836: Der Mathematiker und Physiker André Marie Ampère in Marseille gest.
11. 1776: Goethe wird Geheimrer Legationsrat mit Sitz und Stimme im Ministerium zu Weimar.
13. 1886: Ludwig II., König von Bayern, gest.
15. 1426: Sieg der Russen über Friedrich I. von Meissen bei Alesia.
16. 1626: Herzog Christian d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel, „der tolle Halberstädter“, in Wolfenbüttel gest.
18. 1916: Der preussische Generaloberst Hellmuth v. Moltke in Berlin gest.
20. 1876: Der Schriftsteller Georg Busse-Palma in Lindenthal geb.
22. 1906: Krönung König Haakon von Norwegen.
23. 1916: Der Schriftsteller Heinrich Hansjakob in Basel gest.
25. 1856: Max Struve in Baden gest.
26. 1836: Rouget de l'Isle, der Komponist der Marseillaise, gest. — 1856: Der Philosoph Max Stirner in Bayreuth gest.
27. 1856: Der Buchhändler (Karl) Joseph Meyer, Begründer des Bibliographischen Instituts, in Hildburghausen gest.
28. 1876: Der Musikschriftsteller August Wilhelm Ambros in Wien gest. — 1916: England und Frankreich sagen sich von der Londoner Abkunft über das Seerecht vom 26. Februar 1909 los, die die Blockade nur gegen feindliche Schiffe und nur, wenn sie tatsächlich durchgeführt wird, anerkennt.
29. 1856: Der Komponist Robert Schumann in Endenich bei Bonn gest.

Sonntage im Neckartal.

Von Friedrich Karl Vuk.

Wir bewegen uns langsam auf 400 Meter Höhe. Straße Seckbach-Beerfelden. Humpelbirumpel, humpelbirumpel. Das Bändchen wackelt, ächzt und stöhnt und in seinen Klage-lauten liegt hörbare Sehnsucht nach der endlichen Ruhe im Münchener Deutschen Museum. Die uralten Wadeltäfelchen haben sich selbst überlebt und sind den in sie gepferchten Zeitgenossen schon Gegenstand historischer Betrachtung. Endlich Beerfelden. Welch ein altes, behäbiges, heimliches Nest! Wir wollen gleich zu Ehren der selbstbewussten Einwohner hinaufziehen, daß Beerfelden seit dem Jahre 1328 Stadtrechte besitzt. Es hat mit der Würde, die ihm damit Ludwig der Bayer verlieh, nicht viel anzufangen gewußt. Denn die „Stadt“ hat auch heute nicht mehr als etwa 2000 Einwohner. In jener Zeit sind noch mehr unbedeutende Flecken zu Städten erhoben worden. Der Kaiser brauchte Geld und Soldaten. Da wurde denn zwischen Gemeinde und seiner Majestät ein Geschäftchen abgeschlossen. Die neugebadenen Städte hatten im Kriegefall dem Kaiser soundsowol Reiter, Wagen und Fußvolk zu stellen, auch ein Pöstchen Goldgulden zu zahlen. Dafür durften sie sich schadlos halten durch ihre Einkünfte aus Markt-, Gerichts- und sonstigen Abgabenerhebungen. Besonders massiv gebaute Toreinfahrten und breit, ausladende Häuser zeigen gelegentlich, daß man auch nach außen hin den Stadtcharakter kennzeichnen wollte. Ganz deutlich sehen wir es an dem dicht bei der Stadt aufgerichteten Galgen. Da hat mancher daran gebaumelt, der heute mit einer gelinden Gefängnisstrafe davontäme. Pferde- und Marktdiebstähle waren im Mittelalter ja bekanntlich todeswürdige Verbrechen.

Mitten im Städtchen an einem idyllischen Platz, der wie ein Grub aus längst versunkenen Jahrhunderten anmutet, ist der Rümpling-Brunnen. In einer mächtigen Brunnenstube ist der östliche Abfluß der Odenwaldwasser gesammelt, in rotsandsteinernen Brunnenstöden steigen sie wieder hoch und fließen aus zwölf Bronzeröhren in lange Tröge, um dann später nach 60 Kilometer langem Lauf bei Obernburg in den Main zu münden. Beim Verlassen des Städtchens gefelle ich mich zu einem ortsansässigen Heuschütter. Mein dialektgewöhntes Ohr vermag ihm nur mühsam zu folgen. Seine Sprache ist rau und hart. Die vielen „au“ und „ei“ verraten gotisch-keitschen Ursprung.

Wir wollen nach Hirschhorn am Neckar. Noch steigt der Weg an. Dann aber lohnt uns wunderbarer Fernblick nach dem Neckartal die Mühe. Satt trinkt sich das Auge an der Schönheit dieser lieblich-romantischen Welt. Scheffels, des neckarbegeisterten Sängers, Empfindungen wecken in uns Echo:

Wir's auf der Höh' zu faßt,
Geb' ich dem Röh die Sporen
Und reit ins Neckartal . . .

Wir aber tun genau das Gegenteil hiervon. Unser Köhlein hat stählerne Rippen und wir treten heftig auf die Freilaufnabe, damit der herzerhebende Anblick der Wiesen, Täler und Wälder, die im Sonnenglanz aufleuchten, nicht gar so schnell entchwinde.

Lange Jahre war es mein Wunsch, in einem der zahlreichen Gasthäuser zu Hirschhorn eine Nacht zuzubringen in der Hoffnung, von verlustenem Waffenlärm der Ritter, von Liedern wandernder Scholaren nächtens zu träumen. Und wie ich in die alten Gassen auf dem holperigen Kakenkopfpflaster einreite, war ich enttäuscht. Denn es fand andern Tages eine Fahrenweibe oder so was Ähnliches statt und zeitgemäher Firtlesanz wurde gerade an den Außen-geichtern der alt-ehrwürdigen Häuser angebracht. Die Herbergen sind infolge dessen überfüllt. Ich wandere zum gewaltigen Torturm und freue mich an den gemalten Aufhängeschildern der alten Wirtshäuser. Zeugnisse der Schmiedekunst vergangener Geschlechter, und komme mit Eingefessenen ins Gespräch. Die aber haben mehr Interesse für die festliche Gegenwart mit Girlanden, Trommelwirbel und Ansprachen als für die längst verklungene und versunkene Historie. Vergrämt ziehe ich hinunter zum Neckar, schlendere die alte Stadtmauer entlang, die heute noch die Stadt zum Teil umspannt. Die Steinbandage ist dem Städtchen schon in alten Zeiten zu eng geworden, darum haben die Bürger mit ihren Häusern die Mauer so überbaut, daß sie aussieht wie ein Topfchen, der übergelaufen ist.

Die Ritter von Hirschhorn, die außerhalb der Stadt in der leidlich erhaltenen Burg hausten, sind im 30jährigen Krieg ausgestorben. Die Karmeliter, die nicht weit davon ein abgeschnittenes Klosterleben führten, haben sich etwa vier Jahrhunderte lang gehalten. Dies bedeutete eine endlos lange Zeit an Entbehrung und Aufopferung. Bei den von Paris ausgehenden großen politischen Umwälzungen um die

Wende des 18. Jahrhunderts ist auch das Hirschhorner Mönchskloster aufgehoben worden. Der Waldsagen der Umgebung kommt äußerlich dadurch zum Ausdruck, daß Hirschhorn, das etwa ebenso groß wie Beerfelden ist, wie dieses zwei selbständige Oberförstereien besitzt.

Einer der landschaftlich schönsten deutschen Winkel nimmt uns auf. Gepflegte Land- und Gartenwirtschaft umgibt uns, In den Weinärten verzieht der Weingärtner sein mühsames Handwerk. Sehr ausgebreitet ist der Haseranbau. Auf dem Grunde des Stromes liegt die Kette der Schleppschiffahrts-Gesellschaft. Die schwerbelasteten Rähne bringen der flukaufwärts liegenden Industrie Steintobler als Betriebsstoff und Zuckerrüben als Rohstoff. Kuch- und Bauhölzer, landwirtschaftliche Produkte, wandern zum Rhein.

Und nun geht's dem Flusse entlang durch all die vertraut gewordenen Neckarorte. Die Anziehungskraft der lieblichen Landschaft hat in den zerfahrenen, ausgebauten Straßen ihre peinlich empfundene Resonanz gefunden. Grenzschilder trennen den „Volksstaat“ Hessen von der „Republik“ Baden. Daneben gibt es im neuen Deutschland noch „Freistaaten“ und „Länder“. Muß denn immer noch ein partikularistisches Extrawürstchen gebraten werden?

Wir kommen gen Neckarsteinach. Die blendend weiße Leuchte des Nachtaestirns geht auf über dem auf hohem Felssteig liegenden Dorf Dilsberg, dessen Silhouette mit dem spitzen Kirchturm malerisch im nachtblauen Äther steht. An der Burg auf dem Dilsberg hat der Festungsbesieger Tilly 1622 seine Kraft vergebens versucht. Die Schweden wußten sie 1633 zwar zu gewinnen, doch haben die Dilsberger daraus vernünftige Lehre gezogen, so daß die Franzosen, trotz der vorgeschrittenen Angriffsmittel, 1799 vergebens wieder abziehen mußten.

Im Sonnengold des frühen Morgens rudern wir hinüber zum jenseitigen Ufer. Wir müssen uns hart in die Riemen legen, denn der reißende Strom, den die alten Römer Nicarus, Nicerus oder auch nur Nicer nannten, stürzt seine Wassermassen in großen Bogen am Fuße des steilen Berges zu Tal. Im kühlen Wasser badend, werden wir erfrischt; das hohe grüne Gras schenkt uns ein weiches Rubepolster. Im Gänsemarsch ziehen singend Wandervögel vorüber, Wasserbegeisterte fließen auf Ranus, geschickt die Strömung nutzend, an uns vorbei und frohe Menschen grünen aus kleinen Ausflugsdampfern. Um uns summen Bienen, Schmetterlinge spielen im Sonnenglanz und durch die Lüfte schwingt das Läuten zur Andacht rufender Gloden. Ein wahrhaft gotterfüllter, erhebender Sommersonntag-Morgen!

Durch Muschelschale und Sandstein hat sich der Neckar seinen Weg erzungen. Zäh ist er auch heute noch am Werk. Seine Eile tut uns wohl, denn sie spendet Kühle. Hier in Neckarsteinach soll Eichendorf die Anregung zu seinem Lied „In einem kühlen Grunde“ empfangen haben. Die Romantik ist hier zu Hause. Die Burgen der Herren von Steinach wissen von Raub und Mord an frieblichen Wanderern, aber auch von Heldentaten zu erzählen. Soll doch ein Ulrich „Landschaden von Steinach“ als Kreuzfahrer sogar dem Sultan eigenhändig den hochfürstlichen Kopf abgeschlagen haben, wofür er vom Kaiser gebührend geehrt worden ist. Die kleine Burg Schadeck hängt so lustig und frei am roten Sandsteinfelsen, daß der Volksmund sie mit Recht „Schwalbennest“ taufen konnte.

Wo wir hinkommen, finden wir sonntagsfrohe Menschen. Die rebellierenden Geister des wützigen Neckarweins tun das ihrige. Dem gewerbetreibenden Neckargemünd drüben auf dem linken Ufer, das im Mittelalter ein Jahrhundert lang die Würde einer freien Reichsstadt genöß, schiden wir Blid und Grub, freuen uns der am Wege liegenden altbewährten Stiftsmühle mit ihren schattigen Baumriesen, und wenig später sitzen wir gegenüber dem roten Schloßwunder oberhalb des sagenumwobenen, liebumkränzten, gelebten und doch so fröhlichen Alt-Heidelberg.

Sie hat sich gewandelt in den letzten Jahrzehnten, die Sagenbraut des Neckars, hat leider großstädtische Allermelts-Allüren bekommen. Und ich denke des Tages, da ich als junger Bursche an einem hohen Festtag der „Bandalen“ einzog ins geliebte Heidelberg, das hinreißend und bezaubernd in seinem Blumenschmuck, dem studentischen Glanze, den Bollerbüschen, Schloßbeleuchtung, Fackelsügen und abendlicher Lampionfahrten auf dem Neckar an dem einen Tage dem jungen Herzen alle seine verführerischen Reize offenbarte.

Alt-Heidelberg, du Gnadenort der Sinnierer, Dichter, Denker und Träumer, der zauberlang seines Namens öffnet wieder die Tore freudvoll-empfindsamer Vergangenheit!

Verfönerungskursus.

Von Dr. Ludwig Sternheim (Hannover).

Unsere Damenwelt erkennt die Wahrheit des Spruches an, daß Gesundheit dem Körper und Gesicht Schönheit verleiht, aber sie gibt sich nicht damit zufrieden. — Ernährung und sportliche Betätigung sind darauf zugeschnitten, die Muskulatur gewandt, die Haut straff und elastisch zu machen und zu erhalten, aber das alles genügt den Frauen nicht. Sobald die Schönheit in Frage kommt, sind Anforderungen und Ergegnisse maßlos und ohne Grenzen. Um das Prädikat der höchsten Auszeichnung zu erreichen, greift man deshalb zu einer Nachhilfe, die richtige Nothilfestunden erfordert und einen großen Teil des Tages ausfüllt. Die Dame von Welt fügt sich dabei einem wirklichen Stundenplan, ähnlich — vielleicht nur etwas gewissenhafter — wie früher in der Schule. Es dürfte von Interesse sein über diesen Stundenplan etwas aus der Schule zu plaudern und damit zugleich Novizen einen übersichtlichen Lehrgang in dem umfangreichen Gebiet zu schaffen. Dabei will ich den Unterrichtskursus zunächst nur als Wissender schildern und das ärztliche Werturteil für die Schlussschulung aufsparen.

Zuerst kommt die Behandlung von Gesicht und Augen (Gesichts- und Anschauunterricht). — Morgens nach dem Aufwachen wird das Gesicht mit einer Massagecreme eingerieben und dann mit einer weichen Stielbürste leicht und elastisch belüpelt, bis es durchblutet ist. Dann nimmt man etwas Mandelöl in die Hand, feuchtet sie mit heissem Wasser an und wäscht damit das Gesicht heiß ab. Während die Haut noch dampft, erfolgt eine eiskalte Wäsche. Zur Beruhigung der Haut wird das Gesicht schließlich mit einem in Milch getauchten Stück Watte abgetupft. Dann befeuchtet man ein kleines Leinentüchchen mit heissem, ein anderes mit kaltem Wasser und legt sie abwechselnd (jedes dreimal) auf die Augenlider. Die Wimpern werden mit einem kleinen Bürstchen in der Richtung von unten nach oben gebürstet.

Es folgt die Turnstunde. Kopfkissen Armstößen vorwärts, seitwärts, aufwärts, abwärts; Schulterblattübung bei seitwärts gestreckten Armen (Nähern und Wiederentfernen der Schulterblätter); Beinziehen nach vorwärts; Beinabschleudern nach rückwärts; Niederlegen ohne Hilfe der Hände; Kumpfbeugen im Liegen; Kumpfstößen im Liegen; Aufstehen ohne Hilfe der Hände; Körperbeuge aus dem Stande.

Nach dem Turnen kommt das Bad. Das Badewasser (28 Grad Réaumur = 35 Grad Celsius) wird durch Zusatz von Badefalz weich und duftend gemacht. Zunächst werden die Glieder wohligh gestreckt und gedehnt, dann beginnt auch hier das eigentliche Bepfehlen. Der Körper wird gründlich mit einer Badebürste bearbeitet. Für den Rücken benutzt man eine eigens dazu geformte Stielbürste. Raube Hautstellen auf den Oberarmen oder im Nacken werden nach dem Baden mit Borax oder Natron behandelt. Von diesen Pulvern schüttet man etwas auf die Hand und verreibt es trocken auf den betreffenden Stellen. Der Körper wird nach dem Bade flüchtig mit Paraffinöl eingerieben. Dann wird zur Erfrischung ein wenig Toilettenwasser und für die zartere Haut an den Gelenkbeugen etwas Körperpuder genommen. Den Hals massiert man mit einem Creme, indem man mit der flachen Hand (zwanzigmal) vom Kinn ab nach unten streicht. Die Finger werden von den Spitzen bis zur Wurzel durchmassiert. Der Körper (Arme, Beine, Oberkörper, Rücken) wird mit der Handfläche leicht durchgeklopft, bis die Haut gerötet ist.

Es folgt die Nagelpflege (Handarbeitsunterricht). Die Ranten der Nägel werden abgefeilt. Die Haut an der Nagelwurzel wird eingefettet und im lauwarmen Nagelwasserbad heruntergeschoben. Den richtigen Glanz erhält man durch Aufstreuen von etwas Nagelpulver auf den Polierstein. — In gleicher Weise verläuft die Fußarbeit. Wer an kalten Füßen leidet, nimmt morgens eine Viertelstunde lang ein heißes Seifenfußbad, fettet danach die Füße mit Paraffinöl ein und massiert sie kräftig.

Viel Zeit nimmt dann — trotz Rubimode — die Kopfarbeit in Anspruch. Der Kopf wird wöchentlich einmal gewaschen, mit Essigwasser nachgespült und mit Kopfwasser massiert. Bei Schuppenbildung benutzt man Schwefelcreme. Wasserwellen werden täglich vorsichtig mit lauwarmem Eisen nachgezogen. Bei fettiger Kopfhaut streut man etwas Haar-

puder ein und bürstet das Haar gut aus. Das Kopfhaar darf nur ganz leicht mit dem Stöpsel der Parfümflasche betupft werden.

Der größte Wert wird wohl neuerdings der Mal- und Zeichnungstunde beigelegt. Es gilt für modern, sich mit fremden Farben zu schmücken; verdönt ist es, von des Gedankens Blässe angekränkt auszusehen. Man fettet das Gesicht leicht mit einem Creme ein und trägt vor dem Eintrocknen desselben mit dem Mittelfinger etwas roten Creme durch klopfende Bewegungen auf die Wangen auf. Wenn beide Mittel trocken geworden sind, werden sie überpudert. Auf die Lippen wird etwas Rot gebracht, etwas blau auf die Augenlider bis zu den Brauen, ein kleiner schwarzer Strich kommt unter die Wimpern. Das alles ist nicht so leicht und kann nicht so einfach abgequält werden. Der feine Griff und der rechte Ton will auch hier erlernt sein. Es muß auf Haarfarbe und Beleuchtung Rücksicht genommen werden. Blondinen nehmen einen weissen oder mattschwarzen, brünette einen rosa-gelben oder gelb-bräunlichen Puder. Das gilt aber nur für die Forderung des Tages, während künstliches Abendlicht bei diesen Farben fürchterlich Musterung halten würde. Man nehme eine Plakulace, wenn man Abendluft wittert. Die Behandlung der Augenbrauen ist verschieden. Die Fortgeschritteneren rasieren sie ganz oder teilweise ab und ersetzen das Defizit durch einen künstlichen Strich. Sie leben mittelmäßig auf die Nachzügler, die sich mit dem einfachen Nachziehen der Brauen begnügen. Diese behaupten nun wieder, daß gerade die nachzügliche Behandlung vorzüglich wirke und halten es geradezu für überflüssig, daß die Fortgeschritteneren sich noch einen Strich zulegen.

Nach der Massstunde wird über die Schöpfung eine kurze Abschlusssprache gehalten. Dann werden die Hände mit Toilettenwasser gewaschen, etwas Parfüm wird hinter die Ohren getupft, auf den Hals, auf die eventuellen Augenbrauen. (Schluß folgt.)

Des Mädchens „großer Augenblick“.

„Fast jedes Mädchen hat in seinem Leben einmal einen „großen Augenblick“, in dem sie ihr Schicksal in Gestalt eines Mannes, und zwar des richtigen Mannes ergreifen kann.“ Diese Behauptung stellt eine englische Aristokratin Lady Ford auf, und sie ist der Ansicht, daß dem häßlichen und dem armen Mädchen dieser „große Augenblick“ ebensogut beschieden ist wie der Schönheit und der reichen Erbin. „Die Klage, daß andere Mädchen alle Vorteile bekämen, Reichtum, Stellung und Schönheit, ist heutzutage unberechtigt. Klugheit und Anmut sind heute sehr viel wichtiger als Reichtum und Schönheit. Aber wie kommt man zu diesem „großen Augenblick“? Das ist eine Frage, die durch Millionen Mädchengeister geht. Die Eltern können einen passenden jungen Mann einladen, aber es ist fraglich, ob ein Mädchen noch in unsern Tagen sich den Zukünftigen so „vorsetzen“ läßt. Die Möglichkeiten, mit Herren zusammen zu kommen, sind ja jetzt unbegrenzt, und die weibliche Jugend hat einen feinen Instinkt dafür, daß es besser und würdiger ist, nicht auf den „Männerfang“ auszugehen, sondern das Zusammentreffen dem glücklichen Zufall zu überlassen. Sind so die Gelegenheiten des Sichkennens außerordentlich erleichtert, so bleibt noch die große Frage, worin der Zauber besteht, durch den die Frau den Mann anzieht. Reiche Mädchen sind heutzutage sehr selten, und auch die Anziehungskraft einer auffallenden Schönheit trifft man bei der allgemeinen Uniformierung nicht eben häufig an. Die meisten Mädchen müssen durch andere Reize wirken, und es kommt alles darauf an, die eigenen Vorzüge ins rechte Licht zu setzen. Ein Mädchen, das nicht hübsch ist, aber gut geht und eine elegante Haltung besitzt, fällt schon vor ihren Schwestern auf, die vielleicht äußerlich viel reizvoller sind. Das bloß hübsche Mädchen steht gewöhnlich aus; die Frau mit dem guten Auftreten hat etwas Besonderes. Wer es versteht, sich gut zu kleiden, sich vorteilhaft zu frisieren, sein Äußeres zu pflegen, der kann auf Schönheit verzichten. Die „Aufmachung“ spielt heute eine viel größere Rolle als früher. Die junge Dame, die eine besondere Note in ihrer Erscheinung herausbringt, wird schon dadurch auffallen, und gerade in diesem „kleinen Unterschied“ besteht ihr geheimer Reiz.